

„Gott hat uns dieses Land gezeigt“

SPIEGEL-Redakteur Dieter Wild über Weiß und Schwarz in Südafrika



Schwarzen-Wohnstadt Soweto bei Johannesburg: „In Südafrika passieren derzeit viele Dinge ...“

Pretorias „Union Building“, klosterbauähnlicher Kirchturmbewehrter Sitz des Premiers und seiner Minister, leistet sich den Luxus, den Regierungsrasen von rein weißen Gärtnern pflegen zu lassen. Aber die blitzblanken Messingknäufe an den Geländern unter der Säulen-Front dürfen bereits von Schwarzen gewienert werden — immerhin.

Am „Church Square“ neben dem Standbild des schwer auf seinem Sockel lastenden Ohm Krüger, der sich das berühmte Solidaritäts-Kabel des letzten deutschen Kaisers zuzog, verkündet eine Pissoir-Fassade noch trutzig: „Blanke Mans Toilette“.

Aber die Schilder an den Parkbänken, die das Sitzen zu des massigen Krügers Füßen gleichfalls Weißen reservierten, verschwanden, anschließend dann freilich auch die Parkbänke selbst, so daß sich Schwarz und Weiß hier nur noch stehend erbauen dürfen, aber, immerhin, gemeinsam.

In den als international eingestufteten Hotels des Landes (48 von insgesamt 1448) dürfen nun Schwarze schon nächtigen und in Restaurants tafeln, lediglich auf der Tanzfläche und am Swimming-pool — auch am hoteleigenen Meeresstrand — sollen sie die Wei-

ßen mit ihrem Anblick noch verschonen.

Vor swingenden Schwarzen graut es den ungelentken Buren auch sonst. Schwarze können zwar neuerdings begrenzt an der Stellenbosch-Universität bei Kapstadt studieren, die dem Burentum ungefähr so heilig ist wie Kairo Al-Azhar den Moslems — tanzen aber dürfen sie dort noch nicht.

Wer nichts dabei oder es gar schön findet, schwarze Körper sich rhythmisch winden zu sehen, mag das im „New York City“-Club tun, einem der drei, vier gemischtrassigen Nachtclubs der Sündenstadt Johannesburg, die sich neuerdings am Rande der Legalität eingestrichelt haben, ohne direkt erlaubt zu sein.

Fürwahr — die Rassen-Versöhnung marschiert im Sturmschritt voran in Südafrika und macht dabei auch vor Absurdem nicht halt. Da fahren zwar noch die Taxis mit dem Schild „Whites only / Blankes allein“ — doch am Steuer sitzt ein Schwarzer. Jene Taxis, die Weißen nicht reserviert sind, darf ein Weißer auch nicht betreten, ob schon an deren Steuer natürlich gleichfalls ein Schwarzer sitzt.

So welkt denn die weltberühmte Apartheid wohl von selbst dahin —

könnte man denken. Und junge burische Intellektuelle wie der Publizist Willy Breytenbach meinen, die Veränderungen der letzten ein, zwei Jahre müßten den Vätern „gewaltig“ erscheinen.

Um so verbissener verschanzen sie sich in jenem „Laager“-Denken, das die Altvorderen schon befähigte, Kafnern, Buschmänner und Zulus von den Fleischstöpfen Südafrikas zu vertreiben und selbst die unvermeidliche Niederlage im Kampf gegen das britische Empire zu überdauern. Die Wagenburg ist schon aufgefahren, die dem auserwählten Volk den Triumph über mächtige Feinde abermals bescheren und das Land der Verheißung bewahren soll.

Wundersames verrichteten diese seltamen Europäer, die sich heute für Afrikaner halten, am Südzipfel Afrikas in der Tat: Seßhafte Bauern, die dennoch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über fast 1500 Kilometer vom Kap nomadenhaft nordwärts treckten; seßhafte Bauern dann wiederum, die dennoch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom Land in die Städte treckten, um im glatten Gang den technisch-intellektuellen Abstand einzuholen, den die hochnäsigen Kap-Briten bis dahin behauptet hatten.

Ohne die zivilisatorische Leistung, die die Buren an sich selbst, nicht an den Schwarzen, vollbrachten, könnte eine gewiß nicht unschuldige Welt ihnen heute in heuchlerischem Pathos nicht das Stigma des Bösen anheften, weil sie eine Wirtschaftsmacht der Spitzenklasse wurden, aber menschliches Entwicklungsland blieben, trotz weißer Strände, stolzer Bilanzen und glitzernder Städte.

In ihrem hoffärtigen kalvinistischen Auserwähltheits-Wahn war von Anfang an für den schwarzen Mann kein Platz — und ist auch heute allenfalls nur ein mitleidsvolles Plätzchen frei, für das indessen die Schwarzen dem Master oder Massa oder Baas nun nicht mehr gerührt die Füße küssen.

Schwarze Intellektuelle, und keineswegs Extremisten, weigern sich heute, die kosmetischen Wohltaten entgegenzunehmen, die die unsinnigsten, aber keineswegs existentiellsten Demütigungen der Apartheid ein klein wenig adrett machen sollen. Ein Fußballteam hier, das den Ball rassistisch gemischt treten darf, ein schwarzer Polizist dort, der nicht mehr dienstlich gehalten ist, einen weißen Parksünder zu übersehen, ein Friseur, der die weiße Madame vom schwarzen Lehrmädchen nicht mehr durch einen Paravent hindurch ondulieren lassen muß — was ändert das alles an der Substanz der Apartheid?

4,3 Millionen auserwählte Weiße schieben 20 Millionen nicht auserwählte Schwarze in arme „Heimatländer“ ab, bürgern sie gar aus, um sie aber als sogenannte Gastarbeiter dennoch weiter zu beschäftigen — fürwahr, ein ingenieuser Einfall zur Bewältigung menschlichen Zusammenseins.

Sofern die Schwarzen heute in sogenannten „Townships“ leben — Wohn- und Schlafquartieren außerhalb der weißen Siedlungen —, mögen sie materiell immer noch besser dran sein als viele in den Slums der Dritten Welt — was die Buren ihnen ständig statistisch beweisen.

Und selbst das berüchtigte Soweto, seit dem Aufstand von 1976 so bekannt, als sei es Landeshauptstadt, ist sauberer, sicherer und weniger verfallen als New Yorks Harlem — dafür aber auch von einer grausamen Monotonie, für Buren unverständlich, welt-einmalig:

1,2 Millionen Schwarze in Tausenden gleich aussehenden, im gleichen Abstand voneinander erbauten einstöckigen Barackenhäusern, größtenteils ohne Strom und fließendes Wasser, dafür mit riesigen Flutlichtmasten zur besseren Ausleuchtung bei Nacht, eingezäunt, ohne Sondererlaubnis für Weiße nicht zu betreten, 20 Kilometer vor den Wolkenkratzern Johannesburgs ins Gelände gesetzt: Soweto, fälschlich eine Stadt genannt, ist ein Lager, allenfalls eine Lagerstadt, oder

besser eine Lager-Landschaft, deren relative Ordnung Unmenschlichkeit eigener Art ausstrahlt. Geschäfte gibt es nicht, denn einkaufen sollen die Insassen ja im weißen Johannesburg, das sie tagsüber in Gang halten, sofern sie Arbeit haben.

„Wir stinken“, sagen heute selbstbewußt gewordene Schwarze, gleichfalls keine Extremisten, „weil wir fortlaufend für die Sauberkeit der Weißen arbeiten.“ Sie empfinden es als beleidigend, daß sie im historischen Verständnis dieser Weißen immer noch „ent-

deckt“ wurden, worum sie ja nicht gebeten hatten, sie verweigern sich der dargebotenen kleinen Menschlichkeit.

Selbst Führer der eine Dreiviertelmillion starken asiatischen Minderheit, die von schwarzer Mehrheits-Herrschaft nichts Gutes zu erwarten haben, bekennen sich in Durban herausfordernd als „we blacks“ und fordern einen deutschen Beitrag, „Weiß-Südafrika auf die Knie zu bringen“.

Eine Bewährungsfrist wird Europäern dabei gerade noch eingeräumt, aber wer sich zur Verteidigung darauf beruft,



... die das Volk verwirren“: Weißen-Wohnhaus, Eigentümer in Johannesburg



Buren-Treck in Transvaal (1881): 1500 Kilometer in Ochsenwagen

Europa könne seine Rolle unmöglich darin sehen, auch nur die schlimmsten Unrechts-Regime zu Fall zu bringen, stößt auf Unverständnis.

Die Buren wiederum mögen fühlen, daß ihnen ihr Credo kaum Chancen zu einer Grundsatz-Verständigung läßt, sondern eher auf Untergang programmiert ist. Gewiß haben die „Verligten“, die Aufgeklärten unter ihnen, im Gegensatz zu den „Verkrampften“ an Boden gewonnen, gewiß wirkte auch schon fast revolutionär, daß sich der Rektor der Rand-Afrikaans-Universität in Johannesburg, Gerrit Viljoen, in der liberalen „Rand Daily Mail“ Gedanken über die Fortentwicklung der Apartheid machte.

Gewiß regen sich auch in den Afrikaans sprechenden reformierten Kirchen, sogar in der staatstragenden „Nederduitse Gereformeerde Kerk“ und im „Afrikaanse Studente Bond“, gleichfalls „Verligte“. Aber auch sie stellen die alleinseligmachende Apartheid nie grundsätzlich in Frage, sondern nur ihre häßlichsten Auswüchse.

Daß es nicht anders wird, dafür sorgt außer der Geheimpolizei auch der „Broederbund“, die wahre Macht und letzte Instanz im Land. Kein lediglich englischsprachiger Weißer gehört dieser außerparlamentarischen Elite an, kein Jude und, natürlich, kein Mischling.

Die Brüder, verrät einer, der aus Gewissensgründen ausschied, bilden Zellen von höchstens 20 Mitgliedern, sie nisten in allen Branchen von Staat und Gesellschaft, allein 800 reformierte Pfarrer gehören zu ihnen und sämtliche Kabinettsmitglieder bis auf zwei.

Aber wachsam sind auch weniger Berufene, ist die weiße Mittelklasse schlechthin, von deren Stimmen die Nationale Partei seit 30 Jahren an der Macht gehalten wird. Weiße Vorarbeiter bei BMW in Pretoria beispielsweise enthalten ihr technisches Wissen den Schwarzen vor, aus Sorge, diese könnten sie, weil intelligenter, um ihren Job bringen.

„Unser Problem sind nicht die Schwarzen, sondern die verunsicherten Weißen“, sagt die Geschäftsleitung, die, an der Grenze des Erlaubten, schwarzen Arbeitern langfristig 20 Prozent mehr Lohn, Weißen nur 10 Prozent mehr zuschlagen will — derzeit verdient der Schwarze für gleiche Arbeit auch bei Deutschen noch immer erst die Hälfte des Weißen. Ein neu eingerichtetes Ausbildungszentrum vermittelt den Weißen den Eindruck, daß die Schwarzen ihnen hart auf den Fersen sind.

Wachsam sind schließlich die Kirchen. So beschwor Reverend I. R. Carrick in der „Pretoria News“ die Gläubigen vorletzte Woche, von vor- und außerehelichem Sex abzulassen, damit sie nicht „schlimmer werden als Tiere“ — gemischtrassiger Sex, von dem gar



Hotel-Badestrand in Durban: Für Schwarze verboten

nicht erst die Rede war, gehört wohl auf die Stufe der Einzeller.

Und die „Nederduitsch Hervormde Kerk“ klagte in ihrem Amtsblatt, in Südafrika passierten derzeit „viele Dinge, die das Volk verwirren und seinen Widerstandswillen untergraben“.

Historisch gewohnt, im Nachbarn nur den Feind zu sehen, bewachen die Buren auch den Feind in sich selbst und unter ihresgleichen. Kein Land der Welt hat seine Autostraßen derart dicht mit Verkehrsfallen gepflastert, kein Land straft Geschwindigkeitssünder derart hart: 100 Rand (228 Mark) für jeden, der die über Land erlaubten 90 Stundenkilometer auch nur um 10 überschreitet und für jeweils zehn Kilometer mehr 100 weitere Rand. Bei 130 erfolgt dann sofortige Verhaftung; ist der Täter schwarz, setzt es wegen soviel Respektlosigkeit in flagranti auch schon mal Ohrfeigen.

Auf höherer Warte bleibt wenn nicht das Recht, so doch die Höflichkeit gewahrt. Die berüchtigten Bannbefehle, durch die Justizminister Kruger seine Bürger ohne Begründung und Rechtsmittel außer Verkehr ziehen kann, beginnen in gestelztem Kanzler-Englisch mit der Formel: „Alsda ich, James Thomas Kruger, Justizminister, Grund zu der Annahme habe, daß Sie sich Aktivitäten hingeben... verbiete ich Ihnen hiermit...“ Und sie enden

ebenso feierlich: „Gegeben von meiner Hand, Pretoria, den...“

Ein derart Gebannter steht an seinem Wohnort unter Polizeiaufsicht, unterliegt Berufsbeschränkungen, darf nichts publizieren, keinen Besuch empfangen, sich öffentlich mit nicht mehr als einer Person treffen — und dies meist auf fünf Jahre, die farbige Mrs. Mary Moodley bereits seit 1963 und bis 1983.

So gesichert, glauben viele Buren, daß ihr „Laager“ mit Himmels Hilfe auch das Schlimmste überstehen könnte: einen Boykott des Westens, falls die verbliebenen Glacis-Posten Rhodesien und Namibia in Flammen aufgehen sollten, und einen Guerilla-Krieg innerhalb Südafrikas, dessen lange Grenzen, Küsten und Überlandverbindungen schwer zu schützen sind.

Sie bauen darauf, siehe Shaba, daß dem Westen ihre Schätze schließlich doch noch näher sind als ihre Moral. Denn sie sitzen auf Zweidrittel der westlichen Goldreserven, auf über 80 Prozent der Weltvorräte an Platin und Chrom.

Millionen Tonnen Rohöl wurden in den stillgelegten Schächten der Witwatersrand-Gruben eingelagert. Bis zu einem Drittel seines Ölbedarfs will Südafrika künftig durch zwei große Kohle-Verflüssigungsanlagen decken.



Weißes-Taxi, schwarzer Fahrer in Pretoria: Die kleine Menschlichkeit...



... verweigert: Gemischtrassiges Restaurant

Nein, die Buren würden, daran lassen selbst liberale Geister wie Tertius Myburgh, Chefredakteur der Johannesburger „Sunday Times“, keinen Zweifel, eher bis zum letzten kämpfen als aufgeben, so gelobt im vornehmen Johannesburger „Rand Club“, in dem Frauen nicht zugelassen und nicht zu sehen, Schwarze angeblich zugelassen, aber gleichfalls nicht zu sehen sind, und die Weißen ihr „Castle“-Bier aus silbernen Bechern schlürfen.

An dunklen Visionen und ideologischer Verklärung fehlt es dabei nicht. „Wir sind hier, um hier zu leben“, sagte

zuvor schon Transvaal-Provinz-Chef Sybrand van Niekerk an einem Gedenktag in Heidelberg/Südafrika.

Geschichtspräsident Kotze von der Stellenbosch-Universität beschwor am gleichen Tag, der böse Dingaan, Zulu-Herrscher aus dem 19. Jahrhundert, bedrohe Südafrika noch immer „in vielerlei Gestalt“.

Und Koot Vorster, älterer Bruder des Regierungschefs, wettete gegen gemischtrassigen Sport in der ruhigen Toren-Gewißheit: „Gott hat uns verschieden erschaffen, er hat die Nationen getrennt, und dabei muß es bleiben.“

Der Allerhöchste muß pausenlos für seine Partei in den Zeugenstand. Koot Vorster: „Gott hat uns dieses Land gezeigt. Wir

haben es niemandem gestohlen. Er hat uns hierhergesetzt.“

Verbittert stellen die Buren fest, daß sich andere Weiße mit weniger gesundem Gottvertrauen schon in ihre ursprünglichen Heimatländer abgesetzt haben: Juden nach Israel, das ihnen sicherer erscheint, obschon Südafrika 59mal größer ist als Israel, Briten aus dem sonnigen Natal auf ihre kalte Nordseeinsel. „Den Briten haben wir nie getraut“, sagen die Buren dann.

Einer von ihnen, der Getränke-Importeur Vandenberg aus Durban, weiß in fließendem Deutsch zu sagen, was

das Land jetzt brauchte: „fünf bis zehn Millionen Deutsche“, die es aber leider nicht kriegen kann wegen der „roten Halunken in Europa“.

Dabei wirkt dieses Land noch durchaus sicher. Auf Cocktail-Partys klopfen die Gäste nicht mehr, wie nach dem großen Aufstand von 1976, vielsagend auf das Pistolenholster unter dem Jackett. Und Israels Botschafter Jitzack Unna, aus Hamburg gebürtig, läßt seine weitläufige Residenz von zwei zierlichen Dackeln bewachen.

Doch aus dem rhodesischen Buschkrieg flimmern abends blutige TV-Bilder in die Wohnstuben der Weißen. Ihre Zeitungen verstecken unlängst den ersten schwarzen Guerrillero, der hellen Tages in voller Uniform und Bewaffnung mitten in Südafrika gefaßt wurde, in einer Zwei-Zeilen-Meldung.

Dafür meldet das Fernsehen am Sonntagabend vor dem üblichen Bibel-Quiz großzügig, welche amerikanische Provinzzeitung wieder eine Lanze für die gerechte Sache Südafrikas brach.

Nicht, daß man ihr die tragischen Züge einer großen, teils sogar ergreifenden Verblendung absprechen könnte. Aber bei diesem historischen Europäer-Treck durchs schwarze Südafrika rumpelte unter den Planen der Ochsenkarren doch immer auch tonnenschweres Mittelalter mit, und der Aberglaube fehlt nicht mal im mutmaßlich letzten oder vorletzten Akt.

Premier Vorster, bezeugen liberale Weiße, verspüre eine magische Bindung an die Zahl 13. Er wurde am 13. Dezember (1915) als 13. Kind seiner Eltern geboren und am 13. September 1966 Premier. Er werde mithin wohl am 13. September zurücktreten — am 13. September 1979. Denn dann erst hat er 13 Regierungsjahre hinter sich.

Man zweifelt, ob der Abgang des sperrigen Vorster dem Land wirklich heffen kann. Leiden der Vergangenheit haben, anmaßend überhöht, die historischen Maßstäbe maßlos verrückt: Zu Besuch beim Freund Begin in Israel vertraute Vorster in Jerusalems Jadowaschem, dem schaurigen Mahnmal für die ermordeten Juden, dem verblüfften Begin mitfühlend an: „Ich verstehe das, wir hatten auch KZs.“

Burische Weltschau kann wohl nicht differenzieren, daß die britischen KZs im Burenkrieg Repressalie gegen die burische Guerilla waren, also (grausames) Kriegsmittel, die deutschen KZs hingegen schiere Vernichtungsmittel.

Mehr ist schon an dem Argument, mit dem burische Intellektuelle verzweifelt gegen das Paria-Schicksal ihres Landes aufbegehren: „Wir waren schließlich die erste Befreiungsbewegung in Afrika.“

Da waren die schwerfälligen Buren, sonst eher der Zeit hinterher, tatsächlich mal zu früh.